

Der Turnplatz auf der Hasenheide als frühmoderner Handwerksbetrieb



Von Josef Ulfkotte

Jahn: Mund- oder Handwerker?

Die von Friedrich Ludwig Jahn mit der Gründung des Turnplatzes auf der Hasenheide im Frühjahr 1811 wortreich initiierte Turnbewegung war im Kern eine Schülerbewegung, die von Studenten, Handwerkern und Kaufleuten verstärkt wurde. In zahlreichen turngeschichtlichen Darstellungen ist zu lesen, dass es sich bei der Berliner „Turngesellschaft“ um eine schichtenübergreifende Gruppe Jugendlicher und junger Erwachsener handelte, die ihre „freie Zeit“ auf dem Turnplatz verbracht habe, um in Gemeinschaft mit Gleichaltrigen vielfältige körperliche Übungen zu treiben, die Jahn als Turnen bezeichnete. Auffällig ist allerdings, dass die engsten Vertrauten Jahns aus meist kleinbürgerlichen (handwerklichen) Verhältnissen stammten, z.B. Hans Ferdinand Maßmann (Vater: Uhrmachermeister) und Christian Eduard Leopold Dürre (Vater: Militärschneider), die er 1816 zur Einführung des Turnens nach Jena entsandte oder Ernst-Ferdinand August (Vater: Handwerker), Verfasser mehrerer Turnlieder und Philipp Wackernagel (Vater: Buchdrucker), der von 1814 bis 1818 auf der Hasenheide turnte. Mit dem Berliner Turnlehrer Wilhelm Lübeck, dessen Vater Gastwirt war, verband Jahn nach 1835 bis zu seinem Tod eine enge Freundschaft. In dieser kleinbürgerlichen Umgebung fühlte sich Jahn offenkundig am wohlsten. Auf dem Turnplatz in der Hasenheide kümmerte er sich vorzugsweise um die einfacheren, weniger gebildeten und damit auch sozial benachteiligten Turner, während er die turnbegeisterten Söhne aus den „besseren“ Kreisen, zu denen er wohl auch die Studenten rechnete, während des Übungsbetriebes oft sich selbst überließ.

Betont „werkkräftig“ gab sich Jahn, wenn er auf dem Turnplatz in abgetragener „Arbeitskleidung“ erschien. Schließlich erinnerte auch die einheitliche Turnertracht aus strapazierfähigem, kostengünstigem und überall erhältlichem Leinen an die Arbeitskleidung von Handwerkern, Manufakturarbeitern oder Landleuten, die deshalb in den „höheren“ Gesellschaftsschichten eher auf Ablehnung stieß. An die Arbeitswelt erinnerte auch die Hierarchie auf dem Turnplatz, die ähnlich wie in einem Handwerksbetrieb oder einer Manufaktur einen Meister (Jahn), einige Vorarbeiter/Gesellen (Vorturner) und viele Arbeiter/Lehrlinge (Turner) umfasste. Der meisterlich-autoritäre Führungsstil Jahns fand in zahlreichen Handwerksbetrieben/Manufakturen seiner Zeit eine Entsprechung. Seine gut ausgebildeten Vorarbeiter/Gesellen (Vorturner) entsandte der Meister (Jahn) auf Anfrage zur Anlegung eines Turnplatzes und zur Einführung des Turnens in die Provinz und sorgte so

dafür, dass die „Qualitätsstandards“ des Berliner Musterbetriebes auch auf anderen Turnplätzen eingeführt wurden. In vielen Fällen handelte der Meister für seine zumeist aus kleinen Verhältnissen stammenden Gesellen die Verträge aus und sorgte dafür, dass sie sich in ihrer neuen Umgebung schulisch/beruflich weiterentwickeln konnten. Damit ebnete Jahn seinen „Turnjüngern“ häufig den Weg zu einer kaum für möglich gehaltenen Karriere. Dieser Befund führt zu der Frage, inwieweit Jahns Turn-Erfindung bzw. die Art und Weise des Turnbetriebs nicht auch unter dem Einfluss der frühindustriellen Arbeitswelt zustande gekommen ist, der Jahn als Hauslehrer in Mecklenburg begegnete.

Spurensuche

Jahns Hochschulzeit, die Ostern 1796 an der Universität Halle begann, fand sieben Jahre später ihren vorläufigen Abschluss in Greifswald. Hier hatte sich Jahn am 31. Mai 1802 unter dem falschen Namen Andreas Christlieb Moritz Fritz aus Lübben in der Lausitz immatrikuliert. Mehrere Vorfälle in kurzer Zeit führten schließlich zur Verweisung von der Universität, die am 7. Februar 1803 ausgesprochen wurde. Nach 13 erfolglosen Semestern war sein Vater wohl nicht mehr bereit, für seinen Lebensunterhalt aufzukommen. Ohne Examen hatte Jahn aber keine Chance, ein öffentliches Amt zu erlangen, sodass sich der 25-jährige „Candidat“ entschloss, seine pädagogischen Fähigkeiten zu erproben und sich als Hauslehrer zu versuchen. Nach seinem Verweis aus Greifswald hielt sich Jahn zunächst bei Freunden in Halle und Jena auf. Im Herbst 1803 wanderte er nach Mecklenburg, das ihm aus familiären Beziehungen nicht fremd war. Etwa ein Jahr unterrichtete Jahn in Neubrandenburg die Söhne des Barons Le Fort. Im Herbst 1804 wurde Jahn Hauslehrer in der Familie des Glashüttenmeisters Jürgen Martin Strecker, der die zum Gut Torgelow gehörende Sophienthaler Glashütte betrieb. Strecker beschäftigte damals neben dem „Schulmeister“ Jahn acht Gesellen, fünf Tagelöhner und vier Witwen. Auf Streckers Glashütte wird es ähnlich zugegangen sein wie auf den meisten Hütten in diesem Raum. Während seiner Hauslehrertätigkeit bei Strecker dürfte sich bei Jahn der Hüttenbetrieb nachdrücklich eingepägt haben, zumal angenommen werden kann, dass er in dieser Zeit in der Hüttensiedlung lebte. Oder wohnte er doch auf dem Gut des benachbarten Barons Le Fort, dessen Kinder er zuvor unterrichtet hatte?

Glashütten-Betrieb

Mecklenburg entwickelte sich ab dem 17. Jahrhundert zu einer Region mit einer bedeutenden Glasproduktion, deren Erzeugnisse – meist einfaches grünes oder fast schwarzes Hohlglas, gelegentlich auch feines (weißes) Glas – auch in andere Länder exportiert wurde. Gearbeitet wurde von Fastnacht bis Weihnachten, also bis zu 42 Wochen im Jahr die ganze Woche hindurch. Den „arbeitsfreien“ Sonntag kannte man auf der Hütte nicht. Die Tagesarbeitszeit betrug oft mehr als 12 Stunden, bis die geschmolzene Glasmasse restlos verarbeitet war. Grundstoffe für die Glasproduktion waren reiner Sand (ohne Eisenanteile), Feuerstein oder Quarzstein. Außerdem wurden große Mengen Asche benötigt. Oft



Das Jahn-Denkmal in der Hasenheide im April 2011

reichte die Aschegewinnung aus minderwertigem Holz in eigener Regie nicht aus, deshalb kauften die Hütten die Asche aus den Haushalten der umliegenden Dörfer und Städte auf. Die um die Haushaltsasche konkurrierenden Glashütten lieferten sich vielfach regelrechte „Aschekriege“, um in den Besitz des notwendigen Grundstoffes zu gelangen.

Im Durchschnitt wurde eine Hütte sechs bis acht Jahre betrieben, unter günstigen Umständen auch mehr als zehn Jahre. Die Dauer des Hüttenbetriebes wurde zwischen dem Hüttenmeister und dem Grundbesitzer vertraglich festgelegt. Das galt auch für den Standort, den Umfang und die Art des zu schlagenden Holzes für den Brennprozess und die Wirtschaftsbauten und für die mit dem Hüttenbetrieb verbundene landwirtschaftliche Nutzung, die dem Hüttenmeister bis zum Vertragsablauf auf der gerodeten Waldfläche sowie den Wiesen und Weiden des Hüttenreviers zustand.

Der Hüttenmeister, der die Oberaufsicht auf der Hütte hatte, musste ein guter Kaufmann sein, denn der Aufbau einer Glashütte war mit erheblichen Kosten (2000 – 3000 Taler) verbunden. Außerdem musste der Hüttenmeister das Kapital für die „Hölzungen“ aufbringen. Wenn er dazu nicht (mehr) in der Lage war, nahm er Geld bei wohlhabenden Kaufleuten auf, denen er im Gegenzug das Privileg zum alleinigen Verkauf der Erzeugnisse einräumte. Der Hüttenmeister, der zugleich größte Landwirt auf der Hütte, betrieb Viehwirtschaft und baute Getreide an, das ihm zugleich das Stroh zum Verpacken der Glaswaren und zum Dachdecken lieferte.

Als Vicemeister war der Stellvertreter des Hüttenmeisters der Geschäftsführer, dessen Aufgabe darin bestand, Arbeitskräfte einzustellen und zu entlassen und für die Heranschaffung der Grundstoffe sowie die Herstellung, Aufbewahrung, Verpackung und den Transport der Glaswaren zu sorgen. Zu den Fachkräften auf der Hütte zählten die Glasmacher (Füllen der Schmelzgefäße), die Schürer (Heizen der Öfen), die Vorschmelzer (Vorwärmen der Schmelzgefäße), die Wirker (eigentliche Schmelzer), die Vorbläser und Hohlglasbläser und die Strecker (Tafel- und Fensterglas). Zu den ständigen Hilfskräften zählten die Aschefahrer, die Materialienstampfer, die Pfleger (Handlanger der Schürer), die Holzhauer, Scheiterholzfahrer, die Einträger (Transport der heißen Gefäße vom Schmelz zum Kühllofen) und die Kistenmacher (Versandkisten). Hinzu kamen Arbeiter, die nur zeitweise auf der Hütte tätig waren wie fremde Fuhrleute, Hausierhändler, das Gesinde des Hüttenmeisters, der Hirt; auf größeren Hütten auch Lehrer, Schneider, Barbier u.a. Die Fach- und Hilfsarbeiter wurden mit Naturalien und Geld entlohnt. Die Arbeiter hatten freie Unterkunft und konnten die Gärten und Weiden für den Eigenbedarf nutzen. Die Stelle für die Anlegung der Hützensiedlung legte der Hüttenmeister fest. In der Regel handelte es sich dabei um die Mitte der abzuholenden Fläche. Auf der zuerst gerodeten Fläche entstanden neben der Siedlung Felder und Gärten. Die Waldfläche wurde bis auf das für den Grundherrn vorgesehene Hartholz vollständig abgeholzt. Die Hützensiedlung bestand außer der eigentlichen Glashütte aus dem Wohnhaus für den Hütten- und Vicemeister, den Wohnhäusern für die Hüttenarbeiter, Scheunen, Magazinen und Ställen. Dabei handelte es sich um einfache, schnell zu errichtende Holzhäuser in Leichtbauweise, die keinen besonderen finanziellen Wert darstellten; sie verblieben nach der Aufgabe der Hütte beim Grundherrn. Infolge der harten körperlichen Arbeit starben viele Hüttenarbeiter schon in vergleichsweise jungen Jahren. Andere erblindeten frühzeitig, weil sie ohne Augenschutz ständig in die Glut der Öfen blickten.

Jahn und Strecker

Der Hüttenmeister und sein Stellvertreter sowie die eigentlichen Glasmacher als Facharbeiter entstammten zumeist alten Glasmacherfamilien. Das galt auch für Jürgen Martin Strecker, dessen Vater Jürgen Strecker (1712–1788) von 1748 bis 1761 Vicemeister in Lütgendorf war. Jürgen Martin Strecker betrieb seit 1785 als Hüttenmeister die Glashütte Sophienthal/Schmachthagen, die er erst 1806/07, also nach etwa 20 Jahren, aufgab. Die Glashütte lag unmittelbar an der heutigen Bundesstraße 192 von Waren Richtung Neubrandenburg und ist nach ihrer Aufgabe durch Strecker nur noch archäologisch nachweisbar.

Sein volkstümliches Auftreten sicherte Jahn die Freundschaft der Familie Strecker und zahlreicher anderer Personen, denen er während seines Aufenthaltes in Mecklenburg begegnete. Die Anerkennung und Wertschätzung der Menschen, die ihm im Umfeld der Glashütte begegneten, insbesondere die Zuneigung von Helene Kollhof, der Pächterstochter aus Möllenbeck, die er 1805 kennen lernte, gaben Jahn neuen Auftrieb, sodass er sich entschloss, seine Studien an der Universität Göttingen zu einem erfolgreichen Abschluss zu

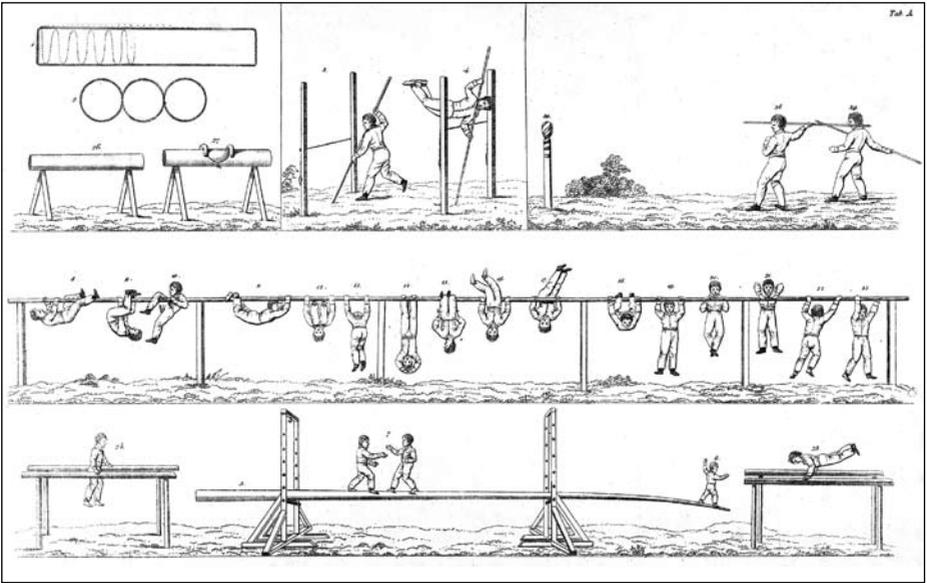
bringen. Im besten Einvernehmen mit seiner Umgebung gab er die Hauslehrertätigkeit bei Strecker auf und verabschiedete sich von „seinen“ Mecklenburgern. Seine 1806 veröffentlichte Schrift „Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft...“, das er in der Abgeschiedenheit der Sophienthaler Glashütte ausgearbeitet hatte, widmete Jahn „den biedern und braven Deutschen Männern Martens zu Torgelow in Mecklenburg und Strecker auf der Sophienthaler Glashütte bei Torgelow voll Empfindungen innigen Dankes und treuer Verehrung [...]“. Es ist nicht auszuschließen, dass Strecker als politischer Gesinnungsfreund Jahns nach 1806 mit den antinapoleonischen Kreisen Kontakt hatte, die – wie Jahn – insgeheim eine Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft vorbereiteten. Strecker scheint sich auch angeboten zu haben, Jahns „Deutsches Volkstum“, nachdem es 1810 in Lübeck erschienen war, in seinem Umfeld an Interessierte zu verkaufen bzw. an Abonnenten weiterzugeben.

Bis zu seiner Hochzeit am 30. August 1814 kam Jahn noch oft nach Mecklenburg, um seine Braut Helene Kollhof in Neubrandenburg zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit dürfte er neben anderen mecklenburgischen Freunden auch Strecker einen Besuch abgestattet haben. Nach der Eheschließung wohnte Jahn mit seiner Frau in Berlin, sodass sich die Verbindungen nach Mecklenburg lockerten. Das galt offenbar auch für die freundschaftliche Beziehung zwischen Jahn und Strecker.

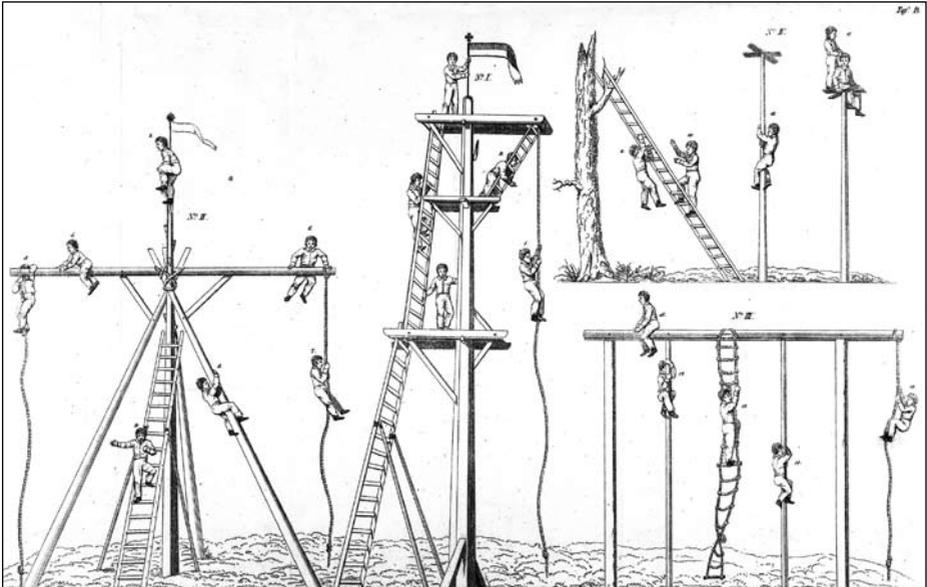
Als Mitglied des studentischen Geheimbundes der Unitisten pflegte Jahn seit 1798 seine Kontakte zu gleich gesinnten Studenten in Jena, die auch während seiner Hauslehrerzeit in Mecklenburg nicht abrissen. Die Fortsetzung des Studiums in Göttingen endete im Februar 1806 mit dem (nach Greifswald 1803) zweiten Consilium abeundi. Nach dem endgültigen Scheitern seiner Studienpläne suchte er Zuflucht und Trost bei seinen Freunden in Jena. In der Universitätsstadt wohnte er im Hause des Jenaer Bürgers und Zimmermeisters Christoph Nürnberg in der Collegiengasse Nr. 158. Bei Nürnberg – Jahn nennt ihn in seinen Briefen auch Nürnrenberger – wohnte auch Carl Friedrich Wolf Feuerstein, ein Ordensbruder Jahns, der zumindest zeitweise Senior der Jenaer Unitistenloge gewesen sein soll. Das Haus Nürnbergs in Jena scheint ein Treffpunkt der Jenaer Unitisten gewesen zu sein, die 1810 ihren Anteil an der Gründung des von Jahn und Friesen initiierten geheimen „Deutschen Bundes“ hatten. Inwieweit Jahn bei seinen Besuchen in Jena aber mit der Arbeitswelt des Zimmermeisters in Berührung gekommen ist, entzieht sich mangels entsprechender Quellen unserer Kenntnis.

Der „Turn-Betrieb“ auf der Hasenheide

Die Eindrücke, die Jahn vom Glashüttenbetrieb in Mecklenburg und vielleicht auch vom Handwerksbetrieb Nürnbergs in Jena mitnahm, mögen ihn inspiriert haben, den Turnplatz nach dem Modell eines Handwerksbetriebes bzw. einer Manufaktur auszurichten. Das gilt nicht nur für die hierarchische Struktur des Turnplatzes, sondern auch für die differenzierte Organisation der „Turn-Arbeit“, die „Turn-Arbeitskleidung“ sowie für den „Vertrieb“/Export des „Produkts“ Turnen. Jahn selbst hat die Anfänge des Hasenheide-



Turngeräte vom Turnplatz 1812–1819/20, gezeichnet von Adolph Bornemann 1814



Turnplatzes und die Entstehung des 1816 veröffentlichten Turnlehrbuches „Die deutsche Turnkunst“ rückblickend als Gemeinschaftswerk aller „Betriebsangehörigen“ charakterisiert: „Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handwerker treu und redlich gearbeitet und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen.“

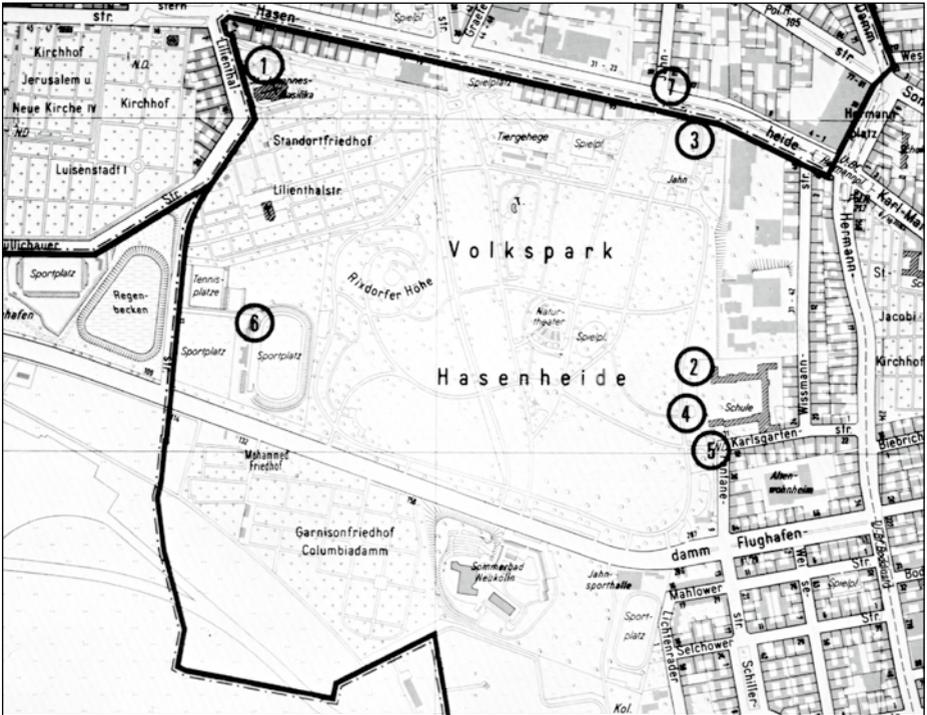
Nun hatte es Jahn auf der Hasenheide nicht in erster Linie mit Erwachsenen zu tun, sondern mit jüngeren und älteren Schülern, die es gewohnt waren, sich in ihren wenigen Freistunden an den Mittwoch- und Samstagnachmittagen in vergleichsweise wilden Spielen bis hin zu regelrechten „Schülerkriegen“ auszutoben, die immer das Risiko von Verletzungen bzw. Unfällen in sich bargen. Spiele dieser Art hatte Jahn selbst als Hauslehrer in Neubrandenburg 1803/04 mit Schülern betrieben. Seine Erfahrungen auf der Glashütte dürften ihn davon überzeugt haben, dass ein Betrieb nicht ohne eine Betriebsordnung auskam. „Alles Turnen hat sein Gesetz und seine Regel, seine Schule und Zucht, sein Maß und Ziel“, hieß es denn auch in seinem 1816 erschienenen Lehrbuch „Die deutsche Turnkunst“. Ein Regelwerk für den geordneten „Turn-Betrieb“ ließ sich in den ersten Jahren der Hasenheide offenkundig nicht problemlos durchsetzen. Eduard Dürre, einer der ersten und einsatzfreudigsten Turnschüler Jahns, bemerkte rückblickend, dass es schwierig gewesen sei, „nach Jahn’s Rückkehr 1814 bei der Menge der Turnschüler aus allen Altern die Riegenordnung einzuführen. War dabei auch von einem militärisch strammen Wesen nicht die Rede, so erlitt der Wechsel doch einen Widerspruch vieler, mehr des Spiels als des Turnens wegen gekommener Besucher. Die damalige Jugend trieb sich vor der Einrichtung des Turnplatzes während der arbeitsfreien Zeit auf den Gassen, öffentlichen Plätzen umher oder vereinigte sich im Tiergarten oder an anderen freien Orten zum Ball- oder Raufspiel. An die jetzt durch das ganze Volk gehende militärische Haltung war sie noch nicht gewöhnt. Der Spielplatz des Turnplatzes war also immer von einer Anzahl von ‚Lallern‘, wie man sie nannte, besetzt. Das Barlaufen gab Gelegenheit zu den schönsten Streitereien, nach denen die Seele der ‚Laller‘ düstete. Diese Leute sollten nun nicht vom Turnplatz verscheucht und doch zur Ordnung gebracht werden.“ Jahn beschränkt mit seinen jugendlichen Mitstreitern den Weg der „innerbetrieblichen Mitbestimmung“, um die überkommenen Spiel- und Kampfbräuche der Schuljugend in einen vergleichsweise geordneten „Turn-Betrieb“ zu überführen. Der im Spätherbst 1814 gegründete „Turnrat“, zu dem sich einige ältere Turnschüler zusammenfanden, „um in sonntäglichen Versammlungen das beste der Turnkunst zu berathen“, stellte – wenn man so will – die Vorform einer modernen Betriebsleitung dar. Das Hasenheide-Gremium verdankte seine Entstehung nicht einer demokratischen Wahl, sondern dem freiwilligen Zusammenschluss engagierter und interessierter älterer Turnschüler – sie waren im Durchschnitt knapp 19 Jahre alt –, die Anfang 1815 ihre erste ordentliche Sitzung abhielten, nachdem die neun Gründungsmitglieder Aegidi, Dürre, Eiselen, Hünke, Kurzbach, Maßmann 1 und 2 sowie Rumschöttel und Weißenborn noch weitere 16 Turner als Mitglieder aufgenommen hatten. Die Aufgaben, die Jahn der „Betriebsleitung“ zugestand, waren vielfältig:

- a) Vorbereitung einer genauen Kenntnis der Übungen und des ganzen Turnwesens und dadurch Bildung zu wackern Vorturnern und Turnlehrern.
- b) Ausbildung der lieben Turnkunst selbst.
- c) Zweckmäßige Einrichtungen der Turngesellschaften und Turnschulen und besonders unserer Berliner.
- d) Lauterkeit der Turnsitte.
- e) Sammlung und Einübung einfältiger Lieder.
- f) Gemeinschaft aller lieben Turnanstalten.

Nur solche Turner sollten dem Turnrat angehören können, die „durch ihr Thun und Treiben beweisen, dass sie mit der ernsten Ansicht der Sache die Absicht verbinden, mit Wort und That dieselbe nach allen Kräften zu fördern, und die zu diesem Ende nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erlangen bemüht sind.“

Der „Betriebsleiter“ (Turnwart) wurde in seiner Amtsführung von einem „Geschäftsführer“ (Schreiber) und einem „Beisitzer“ (Ordner) unterstützt, der die Aufgabe hatte, während der Verhandlungen für Ordnung zu sorgen, „und besonders bey unordentlichem Durcheinandersprechen durch Aufklopfen zu mahnen, dass nur jedesmal einer nach dem anderen spreche, und seine Meinung sage“. Alle Mitglieder des Turnrates hatten die Pflicht, ihre „Gedanken und Meinungen frank und frei zu sagen“. Die Turnrats-Mitglieder hatten also nicht nur das (Grund-)Recht der freien Meinungsäußerung, sondern die Pflicht, den „Turn-Betrieb“ mit eigenen Ideen und Initiativen zu bereichern und weiterzuentwickeln. Nicht „Ja-Sager“ und „Mitläufer“ waren im Turnrat gefragt, sondern kreative Köpfe, die mit schöpferischem Erfindergeist die weitere Entwicklung des Turnens vorantrieben.

Die „Betriebs-Ordnung“ des Hasenheide-Turnplatzes fand ihren Niederschlag in den „Turngesetzen“, die nach intensiven Beratungen im „Turnrat“ auch im Jahn-Eiselenschen Turnlehrbuch „Die deutsche Turnkunst“ ihren Platz fanden. Freilich entsprach dem ausgeprägten Drang zur „betrieblichen“ Selbstbestimmung und Profilbildung ein ebenso scharf ausgeprägter „Betriebsschutz“ zur Abwehr jeder Fremdbestimmung – etwa durch den Staat – und Anfeindungen durch Andersdenkende. Das viel zitierte 7. Turngesetz ist dafür ein Beispiel: „Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und wider die Turnkunst und unsre Übung derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben und wirken: muß davon sogleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller solcher Kunden – mit Glimpf oder Schimpf – könne gedacht werde.“ Dieses „Gesetz“ hatte „betriebsschädigende“ Folgen. Befürworter und Gegner des Turnens lieferten sich zunächst in Berlin („Berliner Turnfehde“) und dann in Breslau („Breslauer Turnfehde“) heftige Auseinandersetzungen, die schließlich 1819/20 zur „Betriebsschließung“ durch König Friedrich Wilhelm III. führte. Der Kammergerichtsrat E.T.A. Hoffmann, der mit bemerkenswerter Unparteilichkeit die Untersuchung gegen den „Betriebsgründer“ Jahn führte, kam am Ende zu dem Ergebnis:



Ausschnitt aus der Karte von Berlin 1 : 10 000, Blatt 413, hrsg. 1975

- 1 Turnplatz 1811–1812
- 2 Turnplatz 1812–1819/20
- 3 Turnplatz 1844–1934
- 4 Friesengedenkstein

- 5 Jahneiche
- 6 Sportplatz der Turngemeinde in Berlin
- 7 Jahnbüste am Wohnhaus Jahnstraße 11

ZITAT

„Da so oft gefragt wird, worin sich die jahnsche Turnkunst von der Gymnastik unterscheidet, so sei hiermit gesagt, daß die Turnkunst fast dieselben Übungen treibt, welche die Gymnastik lehrt, daß aber Jahn diese Übungen sehr vervielfacht und vereinfacht hat, daß er jeder Übung und jedem Griff und Werkzeug einen deutschen Namen gab, daß er mehr auf Zusammenhang der einzelnen Übungen sah und daß sein Ziel dahin geht, die Turnübungen zur allgemeinen Schul- und Volkssache zu machen, um dadurch die Wehrmachung und Wehrerhaltung des Volkes zu bewirken.“

Wilhelm Harnisch, 1816

„Jahn versammelte eine neu geschaffene Generation aufkeimender Kraftmenschen um sich her, die sowohl Kleidung als Betragen auszeichneten und mit denen er, eine wandernde Propaganda des Turnens, Züge unternahm auf denen sie überall allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Wenn sie laute Gesänge anstimmend durch die Straßen zogen, sich auf Märkten in den Städten lagerten, überall von der Menge angegafft, so mußten sie sich in der That bald für ein auserlesenes Völklein achten, das höheres in sich tragend an gewöhnliche Sitte und Ordnung nicht gebunden seyn konnte [...]. Alles dieses war ganz geeignet, jenen Parteigeist, den schon die Organisation des Turnwesens wie sie an und vor sich selbst geschah, herbeiführen mußte zu nähren und stärken und dabey den Knaben einen seltsamen Dünkel über ihr hohes Streben beizubringen [...]“. Der „Betriebsgründer“ Jahn musste die „Betriebsschließung“ nolens volens hinnehmen. Sein Hasenheide-Unternehmen war zu diesem Zeitpunkt Geschichte, nicht aber das Produkt „Turnen“, das – in vielfältigen Formen und Ausprägungen weiterentwickelt – der modernen Sportkultur in Deutschland den Weg geebnet hat.

Literatur

- Hans-Joachim Bartmuß/Eberhard Kunze/Josef Ulfkotte (Hrsg.): „Turnvater“ Jahn und sein patriotisches Umfeld. Briefe und Dokumente 1806–1812, Köln Weimar Wien 2008.
- Hans-Joachim Bartmuß/Eberhard Kunze/Josef Ulfkotte: Der frühe Jahn und Jena. Wandlung vom „menschlichen“ Freundschafts- zum „deutschheitlichen“ Vaterlandskult. In: Einst und Jetzt 53(2008), S. 133 – 148.
- Christiane Eisenberg: „English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800 – 1939, Paderborn 1999.
- Christiane Eisenberg: Friedrich Ludwig Jahn – der „Erfinder“ des Turnens. In: Sportwissenschaft 30(2000)2, S. 125 – 141.
- Friedrich Ludwig Jahn/Ernst Eiselen: Die Deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze, Berlin 1816.
- Kunze, Eberhard: Eine Generation aufkeimender Kraftmenschen – Ein Beitrag zur historisch orientierten Sozialisationsforschung. In: Peter Becker (Hrsg.): Sport und Sozialisation, Reinbek 1982, S. 24 – 48.
- Eberhard Kunze/Josef Ulfkotte: „...Sie kennen meine, und ich Ihre Denkgangart...“. – Ein unbekannter Brief des Glashüttenmeisters J.M. Strecker an F.L. Jahn aus dem Jahre 1806. In: Sport-Zeiten 6(2006)3, S. 55 – 64.
- Hans Langenfeld: Jahns Einfluss auf die Entwicklung der körperlichen Erziehung im bürgerlichen Zeitalter. In: Stadion. Zeitschrift für Geschichte des Sports und der Körperkultur IV (1978), S. 1 – 32.
- Hans Langenfeld/Josef Ulfkotte (Hrsg.): Unbekannte Briefe von Friedrich Ludwig Jahn und Hugo Rothstein als Quellen zur Frühgeschichte des Turnens (=WTB-Schriftenreihe, Bd. 6), Oberwiesenthal 1990.
- Eberhard Schulze: Glashütten in Mecklenburg-Strelitz. In: Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Geschichte einer Region, Band 2, Friedland 2002, S. 165 – 203.